

ANDREAS GUTSFELD und WINFRIED SCHMITZ (Hrsg.),  
**Am schlimmen Rand des Lebens? Altersbilder in der Antike.** Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2003. 233 Seiten.

Warum beschäftigen wir uns mit dem ›Altsein‹ in vergangenen Epochen? Der demographische Wandel seit der ersten Hälfte des 20. Jhs. führt vor allem in den Industriestaaten zu einem rasant steigenden Anteil älterer und alter Menschen. Zwar ist für diese relative Zunahme der Alten weniger die stark angestiegene Lebenserwartung verantwortlich als vielmehr der krasse Rückgang der Geburtenraten. Für die Gesellschaft aber wie für das einzelne Individuum bedeutet dieser Wandel einschneidende Veränderungen: im volkswirtschaftlichen Bereich müssen Lösungen für eine Finanzierung des Ungleichgewichts zwischen immer weniger Arbeitenden und immer mehr Rentenempfängern gefunden werden, im privaten Bereich sieht sich das Individuum im Alter mit einer zunehmend unsicheren Zukunft konfrontiert. Auf der anderen Seite ist der für viele Menschen fast zwei oder gar drei Jahrzehnte währende Ruhestand zu einer regelrechten dritten Lebensphase geworden, die eines Lebensinhalts und einer Sinnerfüllung bedarf. Im Konfliktfeld dieser Entwicklungen suchen die Gesellschaften der Industrienationen heute nach einem neuen Altersbild für Gegenwart und Zukunft.

Das bedeutende Verdienst der Herausgeber des hier vorgestellten Bandes liegt darin, dass sie diesen aktuellen Informationsbedarf der Gesellschaft aufgreifen und die Ergebnisse der historischen Wissenschaften als Potential für den aktuellen Diskurs verstehen. »Der Rückblick auf historische Alterskonzepte soll helfen, die eigene Zeit als veränderbar zu begreifen und vorgegebene Sinnkonzepte zu hinterfragen ... Der Blick auf die so unterschiedliche

Ausgestaltung von Alterskonzepten in historischen Gesellschaften und das Erkennen von Abhängigkeiten und Voraussetzungen sollen die Möglichkeit bieten, den Wandel von Alterskonzepten in der eigenen Gesellschaft auch als Chance zu nutzen« (Schmitz, S. 26). Ein solches Geschichtsverständnis macht den Sinn historischer Wissenschaft greifbar.

Das Buch entstand in Zusammenhang mit einem an der Universität Bielefeld verankerten Forschungsprojekt über »Altersgrenzen politischer Partizipation in der Antike«. Die DFG unterstützte dieses Projekt wie auch den Druck des vorliegenden Bandes im Rahmen ihres Sonderforschungsbereiches 584.

Um insgesamt sieben Einzelbeiträge bilden Einleitung und Epilog der Herausgeber im besten Sinne eine verbindende Klammer: Die Einleitung von Winfried Schmitz (S. 9–26) führt dabei in den aktuellen Bezug, die Zielsetzung des Bandes sowie den gegenwärtigen Stand der Diskussion in Ethnologie und Geschichtswissenschaft ein. Hilfreich für das Verständnis der folgenden Beiträge ist der von ihm kurz skizzierte aktuelle Wissensstand um den absoluten Anteil alter – meint: über sechzigjähriger – Personen in antiken Gesellschaften: unterschiedliche Quellengattungen sprechen für Werte zwischen fünf und zehn Prozent. Seiner Feststellung, dass »antike Gesellschaften grundsätzlich junge Gesellschaften« (S. 14) waren, ist daher zwar prinzipiell zuzustimmen. Doch sollte in Betracht gezogen werden, dass eine Population kein statisches Gebilde ist. Kriege oder Abwanderungen konnten zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen durchaus zu einer vorübergehend »überalterten« Gesellschaft führen.

Sozialpsychologische, soziologische und ethnologische Forschungen haben gezeigt, dass die in einer Gesellschaft vorhandenen Altersbilder und Altersdiskurse nicht primär durch den körperlichen Alterungsprozess, sondern in weit höherem Maße kulturell geprägt sind. »Alter, das ebenso wie Geschlecht eine Grunddimension menschlichen Lebens ist, stellt eine soziale und kulturelle Kategorie dar, die wesentlich durch Deutungsmuster und Rollenzuweisungen bestimmt wird. Die Wahrnehmung und die Bewertung des Alters unterliegt dabei erheblichen Schwankungen, hängt von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht, von der wirtschaftlichen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Alten ab, von den ihnen zugewiesenen Aufgaben und Rollen ...« (S. 19). In der Antike existierten – wie heute auch – vielfältige, sich teils diametral gegenüberstehende Wertungen des Alters. Auf der einen Seite Alter als Aufstieg zu gereifter Urteilsfähigkeit und damit auch gesellschaftlicher Führung, auf der anderen Seite Alter als Inbegriff des körperlichen wie geistigen Verfalls und damit der Hilflosigkeit, ja sogar Verächtlichkeit. Diese oftmals antinomischen Altersbilder sowie ihre sozialen und kulturellen Bedingungen sind das eigentliche Thema des Bandes.

Sechs Einzelbeiträge widmen sich der Frage, welche Vorstellungen in den antiken Gesellschaften mit Alter verbunden waren, welche sozialen und politischen Aufgaben alte Menschen übernahmen und ob und in wel-

chem Grade diese verschiedenen Altersrollen im privaten, öffentlichen und politischen Bereich sich deckten oder unterschieden. Je drei Aufsätze sind zu einem Abschnitt gruppiert, der zum einen Altersbilder im antiken Griechenland, zum anderen solche im antiken Rom behandelt; innerhalb dieser Blöcke wurden die Beiträge chronologisch geordnet. Mit jeweils 20–30 Seiten sind die Einzelbeiträge in Bezug auf ihre Länge ausgewogen und gut lesbar. Vorgesaltet ist diesen beiden Abschnitten ein Beitrag, der aus ethnologischer Perspektive in die Fragestellung einführt. Eine umfangreiche Bibliographie (S. 217–230) verschafft einen wohlsortierten Zugang zur aktuellen Literatur des Problemkreises. Ein Register (S. 231–233) erschließt Personen, Orte und Begriffe. Unverständlich bleibt allein die Auswahl des Titelbildes: das schwülstige, klassizistische Gemälde sinnender Männerakte ist nicht gerade ein Sympathiefaktor.

Besonders zu würdigen ist die Entscheidung der Herausgeber, einen ethnologischen Beitrag in den Band aufzunehmen und ihm als erstem Aufsatz eine Schlüsselstellung zuzuweisen. Da sich die Ethnologie seit vielen Jahrzehnten intensiv mit dem Lebensalter als einem der wichtigsten Prinzipien gesellschaftlicher Differenzierung auseinandersetzt, können das Begriffsinstrumentarium, die Fragestellungen und Herangehensweisen dieses Faches vielfältige Anregungen auch für historische Untersuchungen liefern. Dieser in ihn gesetzten Hoffnung wird der klar strukturierte und anregende Beitrag von Andreas Sagner, Alter und Altern in einfachen Gesellschaften. Ethnologische Perspektiven (S. 31–53), voll auf gerecht. Er gibt eine ausgezeichnete Einführung in Themenbereiche und Ergebnisse der ethnologischen Altersforschung. Wie wird Alter in so genannten einfachen Gesellschaften, also in nichtindustriellen Kulturen konstruiert? Anders als in unserer modernen, aber auch vielen antiken Gesellschaften werden Lebensalter dort nicht durch gezählte Lebenszeit, sondern »durch erreichte soziale Reifezustände, wie Eltern- oder Großelternschaft, sowie durch physisch-funktionale Kriterien, wie Menstruation, Menopause oder die allgemeine physische Leistungsfähigkeit gegliedert« (S. 33). Gemäß dem Senioritätsprinzip hängen Vorrechte in vielen zentralen Lebensbereichen oftmals von der Positionierung einer Person im relativen Altersgefüge, also ihrer Stellung in der Geburts- bzw. Generationenabfolge ab. Diese Seniorität schützt alte Menschen beim Nachlassen ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit vor Geringschätzung und kompensiert aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder altersbedingte Abbauerscheinungen. Dennoch wird körperlicher und geistiger Abbau in der Regel negativ erlebt und bewertet. Auch hier existiert also ein antinomisches Altersbild. »Die hohe Wertschätzung körperlicher Leistungsfähigkeit und körperlicher Wohlgestalt einerseits und von Alter als einer respektwürdigen Lebensphase andererseits schließen sich« dabei jedoch keineswegs aus (S. 38). Nicht nur in dieser Hinsicht öffnet der Aufsatz von Andreas Sagner den Blick für unserer eigenen, modernen Kultur fremde Sichtweisen.

Zum Auftakt des mit der Situation im antiken Griechenland befassten Abschnitts beschreibt der Aufsatz von Ernst Baltrusch, An den Rand gedrängt. Altersbilder im klassischen Athen (S. 57–86), den negativen Einfluss der Demokratisierung auf die Situation alter Menschen. Dynamik und Innovation hatten zur Folge, dass die traditionelle Funktion der Alten – Wissensweitergabe und Wertevermittlung – in der athenischen Gesellschaft des 5. und 4. vorchristlichen Jhs. an Bedeutung verloren. Politische Usancen und Institutionen, die den Älteren Einflussmöglichkeiten gegeben hatten, wurden mit der radikalen Demokratisierung abgeschafft. Auch in der Volksversammlung, dem wichtigsten politischen Gremium, saßen überwiegend jüngere Männer, wobei jede Stimme gleiches Gewicht besaß. Die aus dieser politischen Marginalisierung resultierende soziale Lage alter Menschen schildern literarische Zeugnisse und Rechtsquellen als prekär. Der Gesetzgeber musste eingreifen, um die Versorgung der Alten sicherzustellen: Alte Menschen wurden offenbar so häufig geschlagen, nicht versorgt oder aus ihrer Wohnung vertrieben, dass eigene Gesetze dagegen erlassen werden mussten.

Diese athenische Gesellschaft und jene in Sparta kontrastiert Winfried Schmitz, Nicht ›altes Eisen‹, sondern Garant der Ordnung. Die Macht der Alten in Sparta (S. 87–112). In Sparta war das Alter ein fundamentales Strukturprinzip der Gesellschaft. Seinen Ansatz, dass es sich bei den in Sparta existierenden Altersstufen um Altersklassen im ethnologischen Sinn handelt, untermauert Schmitz mit einer wohl fundierten Argumentation. In dieser Altersklassenordnung sieht er auch eine wesentliche Stütze der spartanischen Gerontokratie, denn wenn »jeder mit seiner Altersgruppe die Altersgrade durchlief und damit für jeden offensichtlich war, wem als Älterem Respekt gebührte, wäre erklärbar, warum die Macht der Alten in Sparta so unangreifbar war« (S. 108). Das restriktive Erziehungssystem, das darauf ausgerichtet war, Kritik an der Vorherrschaft der Älteren gar nicht erst zu ermöglichen, tat ein Übriges zum Erhalt ihrer Macht.

Mit einer schwierigen, da durch disparate Quellenlage gekennzeichneten Periode sieht sich Gregor Weber, Zwischen Macht und Ohnmacht. Altersbilder in hellenistischer Zeit (S. 113–137), konfrontiert. Um eine Vergleichbarkeit zu gewährleisten beschränkt sich der Verfasser daher weitgehend auf normative Quellen, was eine Fokussierung auf das durch Papyri gut bezeugte hellenistische Ägypten impliziert. Im Hinblick auf die von den Herausgebern definierte Zielsetzung des Bandes dürfte unter den von Weber behandelten Aspekten des Altseins – Haus und Familie, Herrschaft und Gemeinwesen, Bildung und Erfahrung, Physis – der außerordentliche Einfluss bedeutsam sein, den umfassende Bevölkerungsverschiebungen auf die Zusammensetzung der Familie und damit direkt auch auf die Verlässlichkeit der familiären Altenversorgung haben. Gerade die hellenistische Epoche scheint mir daher für weitere historische Analysen prädestiniert. Die Vielfalt der Quellen sollte hier nicht als Beschränkung, sondern als Chance

betrachtet werden, ein realistisches und facettenreiches Bild von der Lebenssituation alter Menschen zu erlangen.

Bei dem ersten Beitrag des zweiten inhaltlichen Blockes handelt es sich um einen Abschnitt aus einer einschlägigen Monographie des Autors [H. BRANDT, *Wird auch silbern mein Haar. Eine Geschichte des Alters in der Antike* (München 2002)]. Trotz der nur geringfügigen Änderungen taten die Herausgeber des zu besprechenden Bandes richtig daran, den Text hier erneut vorzulegen. Bildet er doch zusammen mit den Aufsätzen von A. Gutsfeld und E. Herrmann-Otto einen chronologischen Abriss, der die sich verändernde Situation alter Menschen in der römischen Epoche erkennbar macht. Hartwin Brandt, »Die Krönung des Alters ist das Ansehen.« Die Alten in der römischen Republik (S. 141–160), konstatiert für die frühere Zeit der römischen Republik, das 6. bis 4. vorchristliche Jh., ein gerontokratisches Gesellschaftssystem, bestand doch der Senat zu dieser Zeit primär aus den alten Häuptern der führenden Familien und Geschlechtern. Mit dem allmählichen Wandel der altrepublikanischen, patrizischen Aristokratie zur Nobilität des 3./2. Jhs. v. Chr. verschob sich dann das politische Gewicht zugunsten jüngerer *nobiles*. Doch auch den einschlägigen Aussagen in Ciceros Schriften und den Komödien des Plautus und Terenz entnimmt Brandt noch eine dominante Rolle der Alten. Zu Recht bemerkt er, dass es sich bei nahezu allen auswertbaren Schriftzeugnissen um »Theorien, Idealvorstellungen, literarische Spiegelungen und historiographische Konstrukte« (S. 157) handelt und Daten, denen eine Aussage über die ›Realität‹ alter Menschen abzugewinnen wäre, äußerst rar sind. Denn »für die Kehrseite, das verelendete Alter, hatte die Erinnerungskultur des republikanischen Rom naturgemäß keinen Platz. Wer nach trostlosen letzten Lebensjahren eines trostlosen Todes starb, hinterließ in der Regel keine Spuren im Gedächtnisvorrat der Gesellschaft« (S. 159).

Die sich seit Augustus wandelnde Einstellung zum Alter kommt in den von Andreas Gutsfeld, »Das schwache Lebensalter.« Die Alten in den Rechtsquellen der Prinzipatszeit (S. 161–179), analysierten juristischen Texten zum Ausdruck. Insbesondere die normativen Kaisergesetze spiegeln einen politischen Willen, der auf Kosten des politischen Einflusses der Alten die Innovation und Tatkraft der Jugend in den Vordergrund rückt. Parallel hierzu wird die väterliche Gewalt in der Familie beschnitten. Durch die in augusteischer Zeit eingeführten Geburtsregister trat im öffentlichen Denken und Handeln das chronologische Lebensalter einer Person gegenüber einer physisch funktionalen oder relativen Alterszuordnung in den Vordergrund. Zunehmend werden nun für Ämter und Funktionen Altershöchstgrenzen festgelegt, die zusammen mit der Förderung jüngerer Leute dazu führten, »dass sich die im öffentlichen Leben stehenden alten Menschen faktisch in einer Sondergruppe wiederfanden, die durch reduzierte Aufgabenfülle und geschmälertes Ansehen charakterisiert war« (S. 170). Immer mehr rücken Gesetzgeber und Hofjuris-

ten das Alter in die Nähe von Krankheit, Mangel und innerer Schwäche – eine Konnotation, die in der Spätantike, insbesondere im frühen Christentum noch einmal eine Steigerung erfahren sollte.

Der aufschlussreiche Beitrag von Elisabeth Herrmann-Otto, *Die ›armen‹ Alten. Das neue Modell des Christentums?* (S. 181–208), thematisiert den Wandel des Altersverständnisses unter dem Einfluss christlicher Wertevorstellungen in der römischen Kaiserzeit und der Spätantike. Hauptsächliche Quellenbasis bilden die Texte des alten und neuen Testaments, die Kirchenväterliteratur sowie christliche Inschriften. Diese werden von Hermann-Otto unter den Gesichtspunkten ›Alte in der Familie‹, ›Altersvorschriften in der Kirche‹ sowie ›christliche Altenfürsorge‹ ausgewertet. Alter ist in diesen Texten »an sich kein Verdienst und nicht ehrenwert. Es ist nur dann verehrungswürdig, wenn der alte Mensch ein sittlich einwandfreies Leben geführt hat« (S. 185). Gerade diese sittliche Ermahnung alter Menschen, wie sie beispielsweise in den im Titusbrief gegebenen Verhaltensanweisungen für alte Männer und Frauen zum Ausdruck kommt, ist in dieser Ausprägung für die Antike ungewöhnlich und darf daher wohl als eine durch das Christentum eingebrachte Wertvorstellung angesehen werden. Im Umkehrschluss galt ein sieches und hinfälliges Alter nach diesem Verständnis als Folge eines sündigen Lebenswandels. Zu Recht stellt daher Winfried Schmitz in seiner dem Band vorangestellten Einleitung die Frage, ob diese Wertungen nicht »auch zu einer Stigmatisierung der Alten als Hilfsbedürftige [führten], die sie in die Position einer Randgruppe drängte?« Von Eth-

nologen beschriebene Entwicklungen in von der christlichen Mission beeinflussten afrikanischen Gesellschaften stützen diese Vermutung: Ging doch auch dort die Übernahme des christlichen Altersbildes einher mit einem Achtungsverlust alter Menschen (SAGNER S. 51).

Den Herausgebern Winfried Schmitz und Andreas Gutsfeld verdanken wir mit der Zusammenstellung des Bandes einen instruktiven und überaus anregenden Überblick über die bisherigen Fragestellungen und Ergebnisse der althistorischen Altersforschung. Bedingt durch den auswahlhaften und ungleichgewichtigen Charakter der Schriftquellen mussten dabei die meisten der über antike Altersbilder getroffenen Aussagen auf männliche Angehörige der Oberschicht beschränkt bleiben. Fehlen doch Schriftzeugnisse, die uns in vergleichbarer Quantität und Qualität Auskunft über die soziale Situation von alten Frauen oder Angehörigen der breiten Massen geben, fast völlig. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung und damit auch der Alten bleibt in den historischen Quellen also nahezu unsichtbar. Hier könnte eine verstärkte Einbeziehung archäologisch-anthropologischer Ergebnisse beispielsweise von Bestattungsplätzen das quellenbedingt schmale Sichtfenster erweitern und die am schriftlichen Material gewonnenen Erkenntnisse ergänzen, präzisieren oder relativieren. Auch und gerade deswegen möchte ich mich ganz dem von Andreas Gutsfeld im Epilog (S. 209–215) gefällten Urteil anschließen: »Der in diesem Sammelband gewählte Ansatz war und ist fruchtbar.«

Münster

Eva Stauch